

1. Das Wunderbare im Alltäglichen entdecken. Matthias Claudius als Poet des Gottvertrauens¹

a) „Ich danke Gott, daß ich bin, bin“ – *Beispiele einer Poesie des Gottvertrauens*

Ein Steckbrief: Matthias Claudius, der Wandsbeker Bote, Sohn aus altem Pastorengeschlecht, der auch mal Theologie studiert hat, es dann aber aufgab, weil er kein Pfarrer werden wollte. Aber immer praktizierender Christ blieb. Theologisch und humanistisch gebildeter Laie. Redakteur und gescheiterter Staatsbeamter. Ein „Theopoet“ im Sinne von Dorothee Sölle, einer, der die Themen der Theologie als Dichter und Feuilletonist besser „rüberbringt“ als die bestallten Theologen. Ja, man könnte sagen, der erste Laientheologe, der diesen Namen voll verdient. Beruf: Schriftsteller und Redakteur. Bekannt geworden durch die Herausgabe der Zeitschrift des *Wandsbecker Bothen* (so die ursprüngliche Schreibung) von 1771 bis 1775. Der Titel der Zeitschrift wird zu seinem Markenzeichen. Hier schreibt er unter dem Namen Asmus. 1772 Heirat mit der Handwerkertochter Rebecca Behn in Wandsbek. Neun Kinder.

Sein Gedicht „Der Mond ist aufgegangen“ ist bis heute das bekannteste deutsche *Abendlied* und hat es bis ins *Evangelische Gesangbuch* geschafft – und ins katholische *Gotteslob*.

Doch wer seine Lebensauffassung und seine Glaubenseinstellung verstehen will, der sollte zuerst das Liedgedicht *Täglich zu singen* zu Rate ziehen. Wohlgemerkt: zu singen, Singen als erhöhtes Sprechen. Das lyrische Ich, das hier spricht, äußert sich zwar gewollt naiv, aber dennoch spricht sich Claudius darin auch selber aus.

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe. ‘

1 Unveröffentlicht. Ausführlich habe ich Matthias Claudius' Leben und Werk in meinem Buch „Matthias Claudius. Warum der Dichter den Mond besang und das Leben lobte“ (Berlin 2015) dargestellt.

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
 Und Laub und Gras kann sehen,
 Und abends unterm Sternenheer
 Und lieben Monde gehen.²

Ein Danklied an Gott, ein Danklied für das eigene Leben! Ein christlicher Existentialismus spricht sich hier aus. Nicht: Ich denke, also bin ich. Oder: Ich handle, also bin ich. Sondern: Ich danke Gott, dass ich bin! Ich verdanke mich Gott, dem Geber und Grund des Lebens und darüber freue ich mich wie zu Weihnachten das Kind, wenn Gott sich uns in Jesus schenkt und es etwas geschenkt bekommt. Dieser Gott hält das Große und das Kleine zusammen. Ein Lob des einfachen Lebens spricht aus diesen Versen, eine Zufriedenheit mit dem eigenen Leben, mit der Natur, mit Sonne, Mond und Sterne und dem Wenigen, was man zum Leben hat. Und die negative Folie, vor der sich dieses tägliche Existenzlob abhebt, das ist die Welt von Ehre und Reichtum, von Macht und Einfluss.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
 Daß ich kein König worden;
 Ich wär geschmeichelt worden viel
 Und wär vielleicht verdorben.

Dito dankt er, dass er kein „großer reicher Mann“ geworden und malt in zwei Versen die Gefahren des Reichtums vor Augen. „Und all das Geld, und all das Gut/gewährt zwar viele Sachen;/Gesundheit, Schlaf und guten Mut/Kann's aber doch nicht machen.“ Diese alte Erfahrungsweisheit, oft zum Trost der Armen wiederholt, lässt doch die Frage offen, ob der Poet, der hier so drastisch von den Gefahren des Reichtums spricht, nicht vielleicht doch ganz gern etwas wohlhabender wäre, denn würde er sonst so wortreich davon sprechen?! Er endet dann ganz biblisch-jesuanisch mit der bescheidenen Bitte:

Gott gebe mir nur jeden Tag,
 Soviel ich darf zum Leben.
 Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
 Wie sollt er's mir nicht geben. (150)

2 *Täglich zu singen* in: Matthias Claudius, Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. Werke in einem Band, hrsg. von Jost Perfahl, München 1984, 149; alle Claudius-Zitate werden mit der Seitenzahl im fortlaufenden Text angegeben.

Dieses Lob der Genügsamkeit mag, wie gesagt, auch ein wenig Vertröstung der Armen bzw. Selbstermunterung gewesen sein, hatte Claudius doch oft selber wenig zum Leben und wusste nicht, wie er seine vielköpfige Familie durchbringen sollte. Aber wie er dem Bauersmann Morgen- und Abendlieder in den Mund legt, die das einfache Leben loben, das ist poetisch gelungen. Der Bauersmann, der zwar kein „Herrenfutter“ hat, aber „Brot, Milch und Butter“.

Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

In diesem Bauern, der seine Kinderschar draußen unter dem sommerlichen Sternenhimmel und dem präsidierenden Mond zum Abendessen ruft, spricht auch der Familienvater Claudius.

Nun Kinder esset, eßt mit Freuden
Und Gott gesegn es euch!
Sieh, Mond! Ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich! (110)

Es ist eine agrarische Welt, wie sie Luthers Katechismus zugrunde liegt, die noch ganz von dem erhaltenden Gott abhängig ist und das Vertrauen auf ihn predigt: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält; dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken; Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter, mit allem, was not tut für Leib und Leben, reichlich und täglich versorgt.“ Dieses *Täglich zu singen* und das *Abendlied eines Bauernmanns* sind so etwas wie eine poetische Erklärung des ersten Artikels des Credo in Versen.

Auf der anderen Seite wusste Claudius durchaus, wie die Bauern ausgebeutet wurden. Unter der Fiktion des lahmen Invaliden Görgel kann Claudius in der Hessisch-privilegierten Landzeitung dazu auch einige kritische Einlassungen vorbringen. In Görgels *Neujahrswunsch* heißt es entschieden sozialkritisch von den Bauern:

Gehn viele da gebückt, und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken;
Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendieren,
 Und gar ein böser Brauch;
 Die Bauern gehn ja nicht auf vieren,
 Es sind doch Menschen auch. (120)

Oder wenn Görgel im Januar seinem Herrn von den armen Leuten berichtet, die unter dem harten Winter leiden, weil sie kein Holz für einen warmen Ofen haben. Das geschieht in dem menschlich anrührenden Claudius-Ton: „Mein Herr hat gottlob einen warmen Rock und eine warme Stube, da merkt er's nicht so, aber wenn man nichts in und um den Leib hat und denn kein Holz im Ofen ist, da friert's einen gewaltig.“ (122) Der Appell an die Güte des Adels wird so liebevoll formuliert, dass man Aufruhr dahinter wahrlich nicht wittern kann. „Nun Gott befohlen, lieber Herr, und wenn Er 'n Stück Holz übrig hat, geb Er's hin, und denk Er, daß die armen Leute keine weiße Bären noch Walfische sind“, die an die Kälte gewöhnt seien.

„Meine Schriftstellerei ist Realität, sonst hols der Teufel“, hat Claudius mal gesagt. Vom „Leben als Hauptberuf“, sprach R. Görisch. Da ist was dran. Aber Leben und Werk sind nicht identisch. Alles Geschriebene ist bei Claudius vom gelebten Leben durchdrungen, aber es verändert sich im Prozess des Dichtens und Schreibens. Ein Beispiel: „Victoria! Victoria!/Der kleine weiße Zahn ist da./Du Mutter! komm, und groß und klein/Im Hause! kommt, und kuckt hinein,/Und seht den hellen weißen Schein.“ (174) Das erste Zahnen eines Kindes der Claudius-Familie ist ein Familienereignis, sonst vielleicht in der Familienbibel vermerkt, in dichterische Form gebracht verändert es sich vor allem durch die Schlusszeile: „Du liebes Kind! Gott halt ihn dir gesund/Und geb Dir Zähne mehr in deinen Mund/Und immer was dafür zu beißen“ Das zitiert indirekt Luthers Erklärung zum 1. Artikel, spielt auf karge Lebensverhältnisse an und zugleich auf das Vertrauen, mit Gott trotzdem durchzukommen.

Also: Gottvertrauen in allen Lebenslagen „predigt“ Claudius, von der Wiege bis zur Bahre. Auf der anderen Seite verschweigt Claudius nicht die Mühen des Lebens, wie in seiner pessimistisch getönten Neufassung des 90. Psalms, dem lapidar argumentierenden Gedicht *Der Mensch*. Der sich durchs Leben quälende Mensch wird in einer Reihung von Tätigkeitswörtern beschrieben: Er „glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,/Hält nichts, und alles wahr;/Erbauet, und zerstöret;/Und quält sich immerdar;/Schläft, wachet, wächst, und zehret;/Trägt braun und graues Haar etc./Und alles dieses währet,/Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr./Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,/Und er kömmt nimmer wieder.“ (248)

In diesem Gedicht kommt anders als im 90. Psalm Gott nicht vor, mit keinem Wort, Claudius beschreibt den Zustand des Menschseins (ganz modern mit Grotius und Bonhoeffer) etsi deus non daretur, als wenn es Gott nicht gäbe. Darüber liest man schnell hinweg. Kein „Kommt wieder,

Menschenkinder“ steht da und auch keine Auferstehungshoffnung wird beschworen. Das ist die harte, trostlose Wahrheit, die man auch als gläubiger Mensch aushalten muss. In diesem Gedicht hat sich Claudius ihr gestellt, später noch mal nach dem Verlust der geliebten Tochter Christiane in dem gleichnamigen Gedicht.

Das, was Claudius von anderen Schriftstellern und Poeten seiner Zeit unterscheidet, das ist sein zuweilen naiv-frommer Gottesbezug. Er ist deswegen schon zu Lebzeiten belächelt und kritisiert, aber auch bewundert worden. Doch die Weimarer Klassiker sahen ihn zunehmend kritisch. Goethe lieferte zunächst Beiträge für den Wandsbeker Boten. Er war auch begierig, Claudius selber kennenzulernen. Doch dann veröffentlicht Claudius 1782 eine Übersetzung der spekulativen Schrift von Saint-Martin *Irrthümer und Wahrheit, oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß*. „Es ist eine universale spirituelle Welterklärung mit gnostischen Zügen, die sowohl Naturphilosophie als auch politische Theorie, Sprachen und Künste umgreift.“ (Kranefuß) Danach entsteht die Welt aus dem göttlichen Prinzip. Der Urmensch (Adam) fällt aber von diesem ersten Prinzip ab und wird in die materielle Körperlichkeit verbannt. Er steht im Widerstreit zwischen Gut und Böse, verblieben ist ihm aber die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. In seiner umständlichen, zunächst nicht so richtig auf den Punkt kommenden Vorrede begründet Claudius sein Interesse an Saint-Martins Buch schließlich damit, dass es „die Nichtigkeit dieser Welt (predigt)“ und „auf allen Blättern von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen (treibt!) und das ist doch nichts Böses.“ Mehr noch: „Wir Menschen gehen doch wie im Dunkeln (...) und können uns nicht helfen, und die Versuche der Gelehrten es zu tun sind nur brotlose Künste.“ (216)

Es handelt es sich um eine skeptische Beurteilung der Aufklärung und ihre Ablösung durch eine gnostische Spekulation über Weltentstehung, Weltverlust und Wiederherstellung. Sie fand keineswegs überall Zuspruch. Der Aufruhr, der durch das Werk erregt wurde, hat Claudius' Ansehen in der damaligen gebildeten Welt lange geschadet. Auch die Freunde Herder und Hamann gehörten zu den Tadlern. Die Übersetzung trug ihm Feindschaften ein, Claudius geriet in den Verdacht, ein „Schwärmer“ zu sein, wie die radikalen Spiritualisten seit der Reformationszeit genannt wurden. Die bekannteste Kritik ist der böse Verriss von Goethe und Schiller in den *Xenien*. „Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbek./Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrtum, den brachtest du fort.“

Interessant genug hat der gnostische Mythos, den Saint-Martin benutzte, im 20. Jahrhundert in Thomas Manns *Joseph und seine Brüder* in dem sog. *Roman der Seele* eine gelungene literarische Vergegenwärtigung gefunden. Auch hat der jüdische Philosoph Hans Jonas einen ähnlichen Mythos in seiner bewegenden Rede *Der Gottesbegriff nach Auschwitz* (Tübingen 1983) konstruiert, um das Schicksal des Gottmenschen bzw. Gottes in der

Weltwerdung und Weltvernichtung durch die Untaten der Nazis zu beleuchten. Claudius interessierte, wie gesagt, die Relativierung der sichtbaren zugunsten der unsichtbaren Welt. Aber er blieb der Erde treu, wie immer wieder sein Schöpfungslob zeigt. Geisterseherei à la Swedenborg, die damals beliebt war, hielt er nicht für ganz ausgeschlossen, da „viel Wahrheit im Verborgenen liegt“ (75).

Aber Claudius versuchte lieber, das Wunderbare im Alltäglichen entdecken und Gott als dem Grund des Lebens zu vertrauen. So wie der alttestamentliche Beter Psalmen singt, ja sie dabei geradezu wie ein Lebensmittel kaut, so ist seine Lyrik auch ein Mittel der Lebenserhaltung, neben den Bemühungen durch Übersetzungsarbeit und die über dreißig Jahre gestreckte Herausgabe der Sämtlichen Schriften des Wandsbeker Boten sich und die Familie am Leben zu erhalten. Freunde müssen oft aushelfen. Eine gut dotierte Beamtenstelle beim Landgrafen in Darmstadt, die ihm Herder verschaffte, gibt er nach einem Jahr wieder auf. Seine Obrigkeitstreue ohne Servilität im Rahmen der lutherischen Zweireichelehre bringt ihm schließlich im Jahr 1788 eine Staatspension des dänischen Kronprinzen als Revisor der Altonaer Species-Bank ein. Damit sind die größten Sorgen beseitigt, aber das Bitten um Unterstützungen bei adligen Gönnern bleibt, um den Söhnen eine gute Ausbildung oder ein Studium zu ermöglichen.

Zweimal, 1793 und 1797, kann er sogar mit Rebecca, die es vor allem nach den vielen Geburten nötig hat, zur Kur nach Bad Pyrmont fahren. Das war nicht billig (der König von Preußen kurte in Bad Pyrmont und trieb so die Preise in die Höhe), aber man findet eine günstige Unterkunft und die Kutsche für die Reise stellt großzügig ein Bekannter zur Verfügung. Natürlich, möchte man sagen, hat Claudius den Kuraufenthalt dichterisch verarbeitet und wieder mit einem Gotteslob verbunden: „In der Allee zu Pyrmont, morgens beim Aufgang der Sonne“ (470).

b) *Claudius als obrigkeitstreuer Poet und als Kritiker der französischen Revolution*

Wie hat sich Claudius Gottesglauben auf seine politische Ethik ausgewirkt? Claudius war konservativ und predigte Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Aber er bestand darauf, dass König und Bürger vor Gott Brüder sind. „Sire, wir sind unsterblich! Ich stehe hier mit Stolz neben Dir, daß wir Brüder und gleich sind.“ (*Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele*, 291) Sein *Neujahrsgruß für das Jahr 1775* atmet eine erstaunlich religiöse Toleranz: „’n fröhliches Neujahr für Freunde und Feinde, Christen und Türken, Hottentotten und Kannibalen für alle Menschen, über die Gott seine Sonne aufgehen lässt und

für die armen Mohrenklaven, die den ganzen Tag in der heißen Sonne arbeiten müssen.“ „Neujahrstag“, so Claudius weiter, „ist mein Patriotismus mausetot, und ‘s ist mir an dem Tage, als wenn wir alle Brüder wären und Einer unser Vater der im Himmel ist, als wären alle Güter der Welt Wasser, das Gott für alle geschaffen hat, wie ich mal habe sagen hören.“ (82) Ein großartiger Gedanke – Neujahr als Tag der ursprünglichen Gleichheit und Brüderschaft unter Gott, ja als gleicher Anteil an den Gütern der Erde, Neujahr als Jubeljahr, wie es im Alten Testament propagiert wird. Und er denkt an die Sklaven in einer Zeit, als der Sklavenhandel blühte und der Wandsbeker Baron Schimmelmann, dänischer Finanzminister, sein Mausoleum steht heute noch auf dem Friedhof, auf dem Claudius begraben liegt, gut daran verdiente. In dem Gedicht *Der Schwarze auf der Zuckerplantage* übt Claudius als erster Dichter indirekt Kritik an der Sklaverei. Der Schwarze klagt, dass er fern von seinem Vaterland schmachten und vergehen muss, dabei habe er den weißen „Männern ohn Erbarmen nichts getan“. (17f)

Also: Wo er Unrecht im Kleinen sah, klagte er es an. Wenn Claudius sich zur großen Politik äußerte, dann im Sinne von Gerechtigkeit und Frieden. Auf die Hinrichtung des französischen Königs Ludwig XVI. im Januar 1793 und die Hinrichtungen der gemäßigten Revolutionäre durch Robespierre bezieht sich die KLAGE aus dem Jahr 1793 (allerdings erst in Asmus 8. Teil 1811 veröffentlicht).

Sie dünkten sich die Herren aller Herrn,
 Zertraten alle Ordnung, Sitt und Weise,
 Und gingen übermütig neue Gleise
 Von aller wahren Weisheit fern,
 Und trieben ohne Glück und Stern
 Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste,
 Und machten elend nah und fern.
 Sie mordeten den König, ihren Herrn,
 Sie morden sich einander, morden gern,
 Und tanzen um das Blutgerüste. (673)

In der Schrift *Auch ein Beytrag über die neue Politick* (416ff) setzt er sich mit der Französischen Revolution und ihrer berühmten Erklärung der Menschenrechte vom 2. Oktober 1789 auseinander. Er zitiert ausführlich die Erklärung der Menschenrechte, analysiert ihre Widersprüche untereinander, stellt eine nähere Untersuchung des neuen Systems an, weist auf die Neigung des Menschen zum Bösen hin, der stiehlt, mordet, obwohl er den Galgen und das Rad am Weg sieht. So mit allen zehn Geboten. Und fragt dann rhetorisch: „Verstehst du es besser als der liebe Gott? Er konnte mit Geboten nicht zum Ziel kommen und wählte deshalb einen andern Weg.“ Es habe viel Kraft gekostet, „die Bändigungsfallen“ der „bürgerlichen Einrichtungen“ gegen die

„natürliche Unbändigkeit“ des Menschen zu legen, auch gegen möglicherweise berechtigten „Bürger- und Bauertumult“ in der Geschichte.³ Und das ging nicht ohne Furcht der Götter, nicht ohne Religion. Wer die Menschenrechte predigt, „der rüttelt an jenen wohltätigen, so weislich und mühsam geknüpften und unentbehrlichen Banden“ der Zivilisation, der „gräbt den Eigendünkel und Selbstwillen wieder aus“, der „verstört die schönen Gefühle von Liebe, Glauben und Vertrauen“ und nimmt dem Menschen den „letzten Trost“, wenn er ungerecht behandelt wird, die Hoffnung auf den wiedergutmachenden Gott (436f). Und dann die Behauptung: „Recht muß Recht sein und bleiben. Ich streite nicht wider sondern für das Volk (...) Die Könige und Regenten sind dem Menschen zum Guten gegeben und nicht zum Bösen.“ Deswegen ermahnt er sie: „Euer Stuhl steht in der Welt von Gottes wegen. Und wer darauf sitzt, soll groß und unüberwindlich sein, aber mit und durch Recht und Wahrheit.“ (438f) Er setzt seinen religiösen gegen den politischen Freiheitsbegriff. Die Sinne und Leidenschaften sind die Ketten, die uns zerrütten; wer durch Gottes Erbarmen die Ketten abgeworfen hat, „der ist wahrhaftig ein freier Mann – er ist von dem *Freiheitler* himmelweit und wesentlich unterschieden.“ (440) Denn er ist innerlich anders gestellt, er tut freiwillig mehr als die Gesetze fordern (das beschreibt er mit Jesu Forderungen des Gewaltverzichts und der Feindesliebe aus der Bergpredigt). Das soll der von Gott eingesetzte gute Herrscher tun; der Untertan, auch wenn er sich zu solcher Haltung imstande fühlte, soll Untertan bleiben. Deutlich wird an dieser Schrift: Claudius lehnt die Volkssouveränität ebenso ab wie die Aufhebung der ständischen Ordnung und die Gleichheit jedes einzelnen vor dem Gesetz.

c) *Claudius in den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit*

Claudius ist also kritisch gegenüber der Aufklärung, ablehnend gegenüber der Revolution, bis hin zur reaktionären Verteidigung einer ständischen Gesellschaft. Aber in den theologischen und philosophischen Fehden seiner Zeit bleibt er abwägend und gerecht. So nahm er in dem Streit zwischen dem Hamburger Hauptpastor Goeze und dessen kranken Diakon Alberti eine vermittelnde Position ein: Anfang 1772 veröffentlichte Alberti eine Abhandlung mit dem Titel *Anleitung zum Gespräch über die Religion in kurzen Sätzen, zur Unterweisung der Jugend*. Also eine Art moderner Katechismus für die Jugend, der

3 Das ist fast eine Vorform der Theorie von Norbert Elias über den „Prozeß der Zivilisation“.

nach Goezes Ansicht die orthodoxe lutherische Lehre verwässerte, weswegen er von der Kanzel gewaltig dagegen zu Felde zog. Parteigänger beider Theologen fühlten sich bemüßigt in den Streit einzugreifen. Er eskalierte noch einmal, als Goeze am 5. Sonntag nach Epiphania eine scharfe Predigt gegen Albertis Weglassung des Satans halten wollte: „Über die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Lehre vom Satan.“ Wie üblich, ließ er vorab die Predigt bei Bode drucken. Da erschien der Ratsdiener und beschlagnahmte, um eine weitere Eskalation zu verhindern, die Druckexemplare. Oder in den Worten von Claudius in einem Brief an Herder: Goeze „hat einen Text ausgehaucht, der einen so üblen Ruch an sich hat, daß auch die Nase des Hamburger Rates und des Sechziger Collegio ihn nicht ertragen mochte und Bode, der Gözens Texte verlegt, alle Exemplare abfordern liess, um sie in den Cloak der Vergessenheit zu werfen.“⁴ (Das 60er Collegium leitete zusammen mit dem Rat die Kirchenangelegenheiten in Hamburg.) Claudius greift in den Streit mit einer Satire ein, in der ein zuhörender Fremder, ein „Buten-Mensch“, um sein Urteil gebeten wird. Dieser zeigt, dass man in Goezes verabsolutiertem Plädoyer für die Existenz des Satans die Ketzerei des Manichäismus entdecken könne. Dann tritt er für ein Ende der Debatte ein mit dem Argument: „Brechen Sie ab, meine Herren, die Art zu streiten schafft nichts Gutes. Die Wahrheit ist die Tochter des friedlichen Himmels. Sie flieht vorm Geräusch der Leidenschaften und vor Zank (...) Es scheint, als wenn die Wahrheit Ihnen beiden am Herzen läge, mir liegt sie auch am Herzen. Lassen Sie uns den alten, zanksüchtigen Adam wegtun, ob wir sie finden möchten.“ Gegen die Einwände der Streitenden hält er ähnlich wie Lessing fest: „Aber der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens und nicht in übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppig glänzende Vernunftsprünge erzwingen noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen.“ Stattdessen schlägt er eine religionspädagogische Vermittlung vor, die auf die Sprache der Bibel zurückgreift. „Für Kinder, deren Herz durch die Religion gebessert werden soll, ist freilich der simpelste und kräftigste Ausdruck der beste. Wenn ich bei der Quelle stehe, warum soll ich nicht aus der Quelle trinken, so bin ich doch sicher vor dem Unrat am Eimer.“⁽⁶⁷⁾ Das war sicher nicht nach Albertis Sinn. Aber Claudius, der um die schwere Erkrankung Albertis wusste, ließ am 28. März 1772 eine positive Besprechung von Albertis Schrift im *Wandsbecker Bothen* drucken. Alberti starb drei Tage später, „viel ruhiger als er oft krank gewesen war.“⁵

Claudius fühlte sich der frühen Aufklärung verpflichtet, bei der Vernunft und Christentum noch vereinbar waren. Später, als die Ratio sich absolut setzte, spottete er über die Vernünftler. So greift er in den Streit um Friedrich Jacobis Denunzierung Lessings als Pantheisten ein, die den

4 Matthias Claudius, Botengänge. Briefe an Freunde, Berlin 1938, 82

5 Claudius, Botengänge, 75

jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn so kränkte, dass er meinte, eine Verteidigung des verstorbenen Lessing verfassen zu müssen. Claudius ist kritisch gegenüber Mendelssohn wegen dessen eher philosophischen Gottesbegriffs, aber zum Schluss sagt er: Ich habe Mendelssohn „als einen hellen forschenden Mann mit vielen anderen geachtet; und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.“ (360) Das ist ein schönes Bekenntnis eines Christen, der die Ursprungsreligion des Christentums, das Judentum, hoch achtet und deswegen auch die Juden.

Als Hauptpastor Goeze die freie Religionsausübung der Reformierten in Hamburg bekämpfte, trat der Wandsbecker Bote in seiner Zeitung gegen den eifernden Pastor von St. Katharinen auf. Im Rückblick auf das Jahr 1773 verfasst Claudius den deutlich thelogiekritischen Spruch: „Theologie war leider krank/Durch Übersetzungen und Zank.“ (71) Claudius war weder ein Neologe noch ein Orthodoxer. Er stand zwischen beiden als ein kluger wie frommer Laie, der die Bibel vor allem dichterisch las, wie folgendes Zitat aus dem *Wandsbecker Bothen* von 1772 auf Schönste zeigt: „Ich habe von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. ‘s stehn solche schöne Gleichnis und Rätsel darin, und ‘s Herz wird einem darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber lese ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares – Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zückende Blitz! ‘n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! – so etwas Schwermütiges und Hohes und Ahndungsvolles, daß man’s nicht satt werden kann.“(18f) Ein schöner Vergleich – das Johannesevangelium lesen wie einen nächtlichen Mondhimmel – diese Haltung eröffnet einen ganz anderen Zugang zu diesem manchmal theologisch schwierigen Evangelium.

d) „‘s ist Krieg“ – Claudius als Kritiker der Kabinettskriege

In der *Confessio Augustana* heißt es, dass die Obrigkeit das Recht habe, „iure bellare,“ zu Deutsch: gerechte Kriege zu führen. Was als gerecht galt, war stets umstritten: der Preußenkönig Friedrich II. hat mehrere Angriffskriege geführt. Claudius lebte in kriegerischen Zeiten – zu Beginn des Siebenjährigen Krieges 1756 war er 16 Jahre alt. Die Kriege im Gefolge der französischen Revolution und die Kriege Napoleons überschatteten seine zweite Lebenshälfte. Ein Jahr vor seinem Tod endeten die Befreiungskriege. Claudius hat die kriegerische Signatur seiner Zeit nicht verleugnet, verniedlicht oder ironisiert. Er hat sie auch nicht wie andere Dichter durch